



HANS CONRAD ZANDER

Als die Religion noch nicht langweilig war

DIE GESCHICHTE DER WÜSTENVÄTER

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS





Berg Athos

Daniel

Lukas

Byzanz [Konstantinopel
Istanbul]

Alypius

Chalkedon

Hadrianopolis

Ankyra

Nicäa

KAPPADOKIEN

Nysa

Cäsarea

Jakob von Cyn

Simeon der G

Ed

Ephesus

Nazianz

Antiochia

Simeon der
Jüngere

Aleppo

Kaiserin Eudokia
auf allen Meeren

MITTELMEER

Damaskus

Nach Trier zu Wulfilaicus
von Rom
Paula, Marcella, Melania

Origenes, Athanasius

Melania, Eremiten
am Ölberg

Zosimus

Jericho

[Maria von Ägy

Jerusalem

Bethlehem

Paula mit Hieronymus

**NITRISCHE WÜSTE
WADI NATRUN**

3 Macariusse
Amun
Moses
Poimen
Arsenius
Paula mit Hieronymus

Qeman
Antonius

[Kairo]

Pispir
Antonius

Kolzim
Antonius

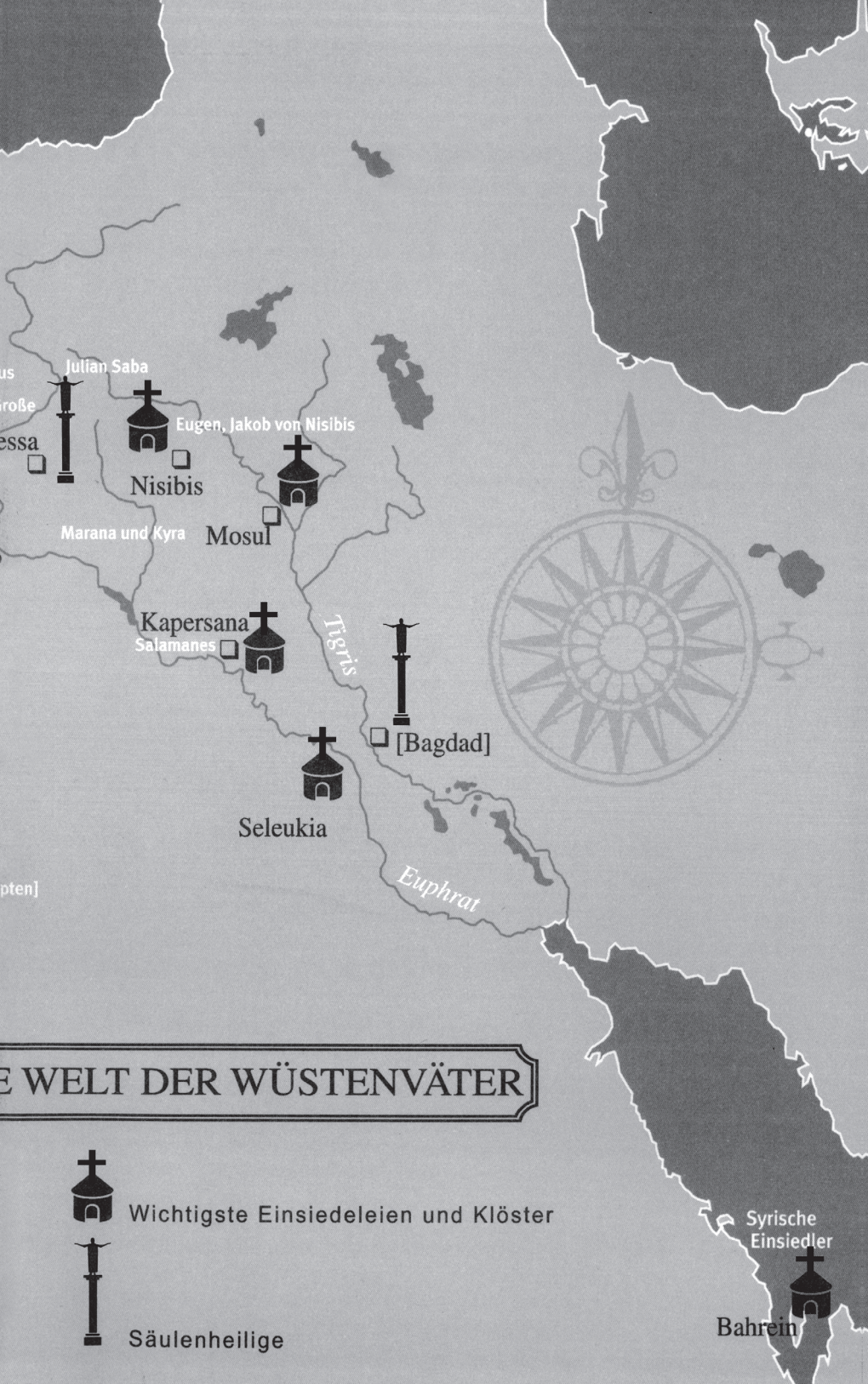
Sinai

Der älteste Simeon
Julius Saba

Klöster des Pachomius

Theben
[Luxor]

DIE



us
große
essa
pten]

Julian Saba

Eugen, Jakob von Nisibis

Nisibis

Marana und Kyra

Mosul

Kapersana
Salamanes

Tigris

[Bagdad]

Seleukia

Euphrat

WELT DER WÜSTENVÄTER



Wichtigste Einsiedeleien und Klöster



Säulenheilige

Syrische
Einsiedler

Bahrein

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

HANS CONRAD ZANDER

Als die Religion noch nicht langweilig war

DIE GESCHICHTE DER WÜSTENVÄTER

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier

Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2011 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagmotiv: © MNAC – Museu Nacional d'Art de Catalunya. Barcelona. 2003

Satz: Satzzeichen, Landesbergen

Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-579-06569-4

www.gtvh.de

Inhalt

Vorwort	WIR WÜSTENVÄTER	7
Teil I	ANTONIUS – EINSAMKEIT ALS ABENTEUER	11
1. Kapitel	WÜSTENSAFARI IN DER ANTIKE	13
2. Kapitel	KULTURREVOLUTION IN ALEXANDRIEN	23
3. Kapitel	DER TOD VON KOME	31
4. Kapitel	HOLLYWOOD IN DER WÜSTE	40
5. Kapitel	DAS DUALE SYSTEM DES HEILIGEN ANTONIUS	51
6. Kapitel	DIE HEILIGEN VERBRECHER	59
7. Kapitel	KARL MARX IN DER WÜSTE	69
8. Kapitel	FLIEHE DEN BISCHOF UND DIE FRAU!	77
9. Kapitel	GOTT UND DIE FÜNF-TAGE-WOCHE	93
10. Kapitel	ALS DER MOND ÜBER DEM JORDAN STAND – EXPEDITION ZU DEN WÜSTENMÜTTERN	110
11. Kapitel	KAPITEL: DER FLUCH DER SPÄTEN GEBURT	127
Teil II	PACHOMIUS – EINSAMKEIT FÜR ALLE	147
1. Kapitel	GANZE KOMPANIE WÜSTENVÄTER, ANTRETEN ZUM GEBET!	149
2. Kapitel	SKANDAL BEIM HOLZSAMMELN	169
3. Kapitel	WARUM DIE OBERÄGYPTISCHE BISCHOF- KONFERENZ DEN HEILIGEN PACHOMIUS ZU RECHT ERMORDEN WOLLTE	179

Teil III	SIMEON – EINSAMKEIT ALS SCHAU	195
1. Kapitel	DER SYRISCHE REBELL	197
2. Kapitel	DIE SADHUS DES WESTENS	215
3. Kapitel	DIE CHRISTLICHEN FAKIRE	227
4. Kapitel	VON DER KLAUSE ZUR SÄULE – SIMEONS GENIALE SYNTHESE	235
5. Kapitel	ALLTAG AUF DER SÄULE	247
6. Kapitel	TRIER IST NICHT KONSTANTINOPEL	264
Nachwort	WIR WÜSTENVÄTER	279
Keine Bibliographie für Fachhistoriker		283
Zeittafel		286

WIR WÜSTENVÄTER

Wie es denn komme, fragt Montalembert, dass ihn, einen liberalen Menschen des 19. Jahrhunderts, das antike Abenteuer der Wüstenväter genauso packe und bewege wie einst die griechischen und römischen Zeitgenossen. Und er gibt sich eine paradoxe Antwort: »Dieses Leben der Einsamkeit und der Askese, dem Anschein nach so ganz im Widerspruch zu allen Neigungen des Menschen, hat nichtsdestoweniger seine Wurzeln in der menschlichen Natur. In einem bestimmten Moment seines Lebens hat jeder wohl diesen geheimnisvollen und mächtigen Zug zur Einsamkeit in sich gefühlt.«

Ich und du und alle Menschen, wir sind einander verbunden durch die denkbar stärksten Bande menschlicher Gesellschaft und Gemeinschaft; am stärksten aber verbindet uns, paradoxerweise, das gemeinsame Empfinden, dass in jedem von uns etwas ist, was nicht gesellschaftlich, sondern göttlich, einzigartig und unantastbar ist. »Sie können mich töten«, sagt Sokrates über seine Anklägerin Athen, »aber schaden können sie mir nicht.« Doch eben diesen Satz über »den Gott«, über das Einzigartige und Unzerstörbare in ihm selber, spricht der sterbende Sokrates nicht stumm in sich hinein. Im »Dialog« spricht Sokrates ihn aus zu allen Menschen. Zu uns, Jahrtausende danach.

Milliarden Kinder der Moderne haben, alle gleich, ihre frühesten und innersten Sehnsüchte in Daniel Defoes »Robinson Crusoe« verkörpert gefunden. Generationen von amerikanischen College-Studenten haben Hermann Hesses »Steppenwolf« gelesen wie den Spiegel der eigenen einsamen Seele. »Und kann ich nur einmal recht einsam sein«, lernten einstmals die Deutschen bei Goethe, »dann bin ich nicht allein.«

Schöne Literatur für schöne Seelen. Das Abenteuer der Wüstenväter ist von stärkerem Kaliber. Weil es unliterarisch ist. Dies ist das klassische Experiment des »secum esse« (zu sich selber

kommen«), nicht erträumt und nicht erschrieben, sondern unternommen. Von antiken Analphabeten erlebt. Materiell und wirklich. »Und Antonius zog hinaus in die große Wüste.«

Doch schon in der ersten Generation zerfällt die ägyptisch-syrische Wüstenväterszene in eine atemberaubende Vielfalt von unvorhergesehenen und radikal verschiedenen Versuchen mit der Einsamkeit. Drei klassische Archetypen schildert dieses Buch.

Als heroischer Einzelgänger geht der Ägypter Antonius voraus in eine Einsamkeit, die zuvor, ganz physisch, als tödlich galt. Rasch kommt er zur Einsicht, dass nichts so sehr gelernt sein muss wie die Einsamkeit. Doch darf, so lehrt Antonius, in den göttlichen Dingen kein Alter einem Jungen auch nur ein einziges Wort der Belehrung sagen, solange der Junge ihn nicht fragt.

Tatsache ist, dass von den ersten Abenteurern der Wüste so viele ums Leben oder um den Verstand gekommen sind, dass schon nach wenigen Jahren ein zweiter Ägypter, Pachomius, das Experiment des Antonius auf den Kopf stellt. Pachomius veranstaltet Einsamkeit pädagogisch. Er organisiert Einsamkeit militärisch. So entsteht am Nilbogen bei Theben (Luxor) das erste Kloster der katholischen Kirche.

Kaum scheint sich dieses Modell als einziges durchzusetzen, da kommt ein Dritter, Simeon der große Syrer, bricht aus dem pädagogisch-militärischen Einsamkeitsbetrieb des Klosters wieder aus und stellt sich, nach einer Serie von immer barockeren Experimenten, auf eine hohe Säule: Einsamkeit als Schau. Als Fernseh-Spektakel für einen »Ozean von Menschen«, die sich unter Simeons Säule zu Tode trampeln. Nach Ägypten kommen derweil »ganze Schiffsladungen« von reichen Römerinnen gesegelt, alle beseelt vom kollektiven Wunsch aller Menschen, bei sich selbst zu sein. Ganz allein.

Noch habe ich das Wort »Religion« nicht ausgesprochen. Wo sie gesund ist, da ist sie etwas Bescheidenes und Wichtiges. Religion ist das Gedächtnis der Menschheit. In ihren Riten und Legenden hält sie die Erinnerung fest an frühe Erfahrungen, die

für alle wichtig sind. Die Geschichte der Wüstenväter ist eine der großen, kostbaren Erinnerungen unserer Religion.

Gnade der frühen Geburt: Als junger Mönch im Orden des heiligen Dominikus habe ich selber noch das Leben eines Wüstenvaters geführt. In mumifizierter, spätkatholisch verengter Form gewiss, aber dennoch in ungebrochener Tradition habe ich die beiden wichtigsten Erfahrungen der Wüstenväter gemacht: den Bruch mit der Familie und die schweigende Hinwendung zu jenem Gott der Wüste, der »reines Feuer« ist. Und mit dem klassischen Erlebnis, zu mir selbst zu kommen, gleichzeitig, die paradoxe Intuition: Das ist etwas, was ich allen sagen muss. Weil es jeden angeht. Jeden ganz allein.

Trotzdem schreibe ich nicht in der Sprache der spirituellen Anbiederung. Genauso unverzichtbar wie die Religion gehört zu unserem westlichen Gedächtnis die Aufklärung. Es ist meine Meinung, dass aufgeklärter Spott den göttlichen Dingen besser bekommt als esoterische Anstaunung.

Schon habe ich selber zuviel Tiefsinn aufgetischt. Dabei lautet doch das beste Prinzip protestantischer Theologie »Scriptura sese explicans«. Das heißt auf Deutsch: »Der Sinn soll sich aus dem Bericht selbst erschließen« – von selber und für jeden anders. Und selbst für den, dem sich kein tiefer Sinn erschließen mag, bieten die Wüstenväter ein Erlebnis, das nicht zufällig, von Mathias Grünewald bis zu Salvador Dali, die großen Maler alle magisch angezogen hat: Das Abenteuer der Wüstenväter ist Europas klassische religiöse Unterhaltung.

Teil I



ANTONIUS – EINSAMKEIT ALS ABENTEUER

1. Kapitel

WÜSTENSAFARI IN DER ANTIKE

»Siebenmal standen wir im Angesicht des Todes.« So schildert ein Teilnehmer die Gefahren jener religiösen Expedition in die ägyptische Wüste, zu der im Jahr 394 eine verwegene Gruppe von Griechen und Römern von Palästina aus aufgebrochen war. An Ort und Stelle, mitten in der Wüste, wollten sie selber nachsehen, was wirklich dran war an den unglaublichen Gerüchten, die ganz Europa in Bann schlugen, den griechischen Osten und den lateinischen Westen. Ob es sie wirklich gebe, jene religiösen Abenteurer, denen in der tiefsten Einsamkeit der Wüste Ägyptens Erlebnisse nachgesagt wurden, wie sie so extrem nie zuvor ein Mensch an Leib und Seele erfahren hatte.

Die Wüstenväter!

Sie in Fleisch und Blut zu sehen und sie ganz persönlich zu interviewen war das erklärte Ziel der siebenköpfigen Expedition. Doch vor dem Ziel kam der Weg. Er erwies sich, wie so häufig in der Religion, als zum Verzweifeln lang und schwer. Rufin von Aquileja, der die lateinische Fassung des Expeditionsberichts besorgt hat, hält wörtlich fest: »Das erste Mal gerieten wir in Todesgefahr, als wir fünf Tage und fünf Nächte lang zu Fuß hin und her durch die Wüste zogen. Fast wären wir da an Hunger und an Durst gestorben.« Doch schlimmer als die Sandstürme waren die Salzdünste der Wüsten westlich vom Nil: »Das zweite Mal war es, als wir in einem Salz-Sumpf den Weg verloren. Wie zu Pfählen ist dieses Salz versteinert, und zwar so spitz, dass es uns die Füße aufschlitzte. Grauenhaft schmerzten unsere Wunden, und wir waren nahe daran, das Leben zu verlieren.«

In der nächsten Salzpfanne half nur noch Beten: »Beim dritten Mal versanken wir bis zu den Hüften im stinkenden, fauligen Morast. Dem Tode nahe schrien wir wie David: ›Herr, komm zu Hilfe, die Wasser gehen uns ans Leben. Wir gehen unter im tiefen Schlamm, und unsere Kraft versagt.‹«

Von Menschenbrüdern kein Beistand in der Not: »Das vierte Mal gerieten wir in Todesgefahr, als wir der Küste entlang einen Weg suchten und dabei Räubern in die Hände fielen. Mit ihren Schwertern uns zu töten gelang ihnen nicht. Doch wir starben fast an den Erschöpfungen der Flucht. Mehr als zehn Meilen weit rannten die Banditen hinter uns her.«

Auch hatte niemand die sieben Griechen und Römer gewarnt, wie leicht der Reisende in Ägyptens Wüste ein nasses Grab findet: »Das fünfte Mal war es, als wir in jener Wasserwüste fast ertranken, die von der Flut des Nils zurückzubleiben pflegt. Drei Tage brauchten wir, bis es uns unter äußerster Not gelang, den Wassermassen wieder zu entkommen.« Auch der Gedanke, die Wüstenfahrt zu Schiff fortzusetzen, erwies sich rasch als Fehlentscheidung: »Das sechste Mal gerieten wir auf dem Nil selber in Todesgefahr, als das Boot, mit dem wir segelten, kenterte.«

Die falsche Jahreszeit war es auch: »Anfang Januar wollten wir, östlich von Alexandrien, den Mariotis-See überqueren. Da drohte uns ein siebtes Mal der Tod. Zwischen allen Papyrus-Stauden ließ uns ein Orkan auf einer einsamen Insel stranden. Drei Tage und drei Nächte saßen wir dort hilflos unter freiem Himmel im eiskalten Sturm.«

»Siebenmal im Angesicht des Todes.« Das, so fährt Rufin in modern anmutender Ironie fort, »müsste eigentlich reichen«. Doch da war ein achtes Mal. Das war der Schrecken schlechthin.

Beim achten Mal kamen die Krokodile.

»Eine Höhle war da, die voll Wasser stand. Am Rand dieser Höhle aber sonnten sich drei ungewöhnlich große Krokodile.« So reglos lagen sie da, dass die Reisegruppe dem frommen Irrtum verfiel, die Reptilien seien tot: »Wir schlichen also näher auf sie zu, um die maßlose Größe dieser Bestien zu bestaunen. Doch die Geräusche, die wir dabei machten, weckten sie. Und mit gewaltiger Kraft rannten sie hinter uns her.«

Wieder rannte die Expedition um ihr Leben. Doch diesmal rannte sie in die richtige Richtung. Dort nämlich, wo selbst Krokodile schaudernd kehrtmachten, tief im Wadi Natrun, und tiefer

noch in der Wüste, wohin selbst Räuberbanden die Fremden zu verfolgen sich nicht mehr getrauten, planlos herumirrend und doch von Gottes Vorsehung wunderbar geleitet, erreichte die griechisch-römische Expedition im Jahr 394 ihr ägyptisches Ziel:

Die Wüstenväter!

Die Augen liefen ihnen über, den sieben Griechen und Römern, so verblüffend übertraf gleich bei der ersten Begegnung die Wirklichkeit der Wüstenväter alle Phantasie. Gewiss sahen die ägyptischen Eremiten so aus, wie man sie sich in den großen Städten rings ums Mittelmeer vorstellte: knochenhager, schmutzstarrend und zerlumpt. Doch zu gleicher Zeit waren sie, ganz augenscheinlich, bei fabelhafter Gesundheit. So kerngesund wie der heilige Kopres. Obwohl schon neunzig Jahre alt, empfing er die Expedition nicht nur in heiterster Laune, sondern auch in bester Form. In derart jugendlicher Form war der Wüstenvater Kopres, dass er nicht nur vor seinen staunenden Gästen ein Wunder nach dem andern wirkte, sondern ganz nebenbei noch etwa fünfzig junge Möchtegern-Wüstenväter im Wüsten-Survival – materiell und spirituell – trainierte.

Abraham sei auferstanden, dachte die Expedition zuerst, als sie den heiligen Johannes von Diolcus traf. So biblisch alt sah er aus. Mit einem Bart so lang und schön wie Aarons Bart. Dabei wirkte er ebenso munter und gesund wie Kopres. Und auch er war damit beschäftigt, zahlreiche lerneifrige Jünglinge im Wüsten-Survival zu trainieren.

Woran lag das, die verblüffende Gesundheit von Männern, die sich doch allen Entbehrungen der Einsamkeit aussetzten, und das in einer Landschaft von äußerster Menschenfeindlichkeit?

Es hatte etwas mit der Ernährung zu tun. Obwohl sie untereinander über die richtige Diät stritten, waren die ägyptischen Einsiedler alle eines: radikale Vegetarier. Der Wüstenvater Elias zum Beispiel erzählte der Expedition, er sei 110 geworden und werde noch viel älter, weil er, seit vielen Jahren schon, täglich nur drei Unzen Brot esse und, als Nachtsch, drei Oliven. Der Wüstenvater Or dagegen, trotz seinem »schneeweiß leuchtenden

Bart« erst neunzig, schrieb seine Gesundheit der ausschließlichen Ernährung mit »Kräutern und süßen Wurzeln« zu. Radikaler noch war der Wüstenvater Johannes, den die Expedition nur mit Mühe fand, weil er, versessen auf bestimmte Kräuter und Gräser, den festen Wohnsitz aufgegeben hatte und quer durch die Wüste, wie ein Hirsch, »weidete«.

Nicht dass sich die Wüstenväter selber als »Vegetarier« bezeichnet hätten. Ihrer Zeit entsprechend sprachen sie von »askesis«. Der Sinn dieses griechischen Wortes hat sich seit dem Mittelalter zur »Askese« verengt und verdünnt. Damals, in der späten Antike, war »askesis« aber noch ein alltägliches Wort. Es hieß soviel wie »Training«. Einübung also in irgendein Können, vor allem sportliches Training. Erklärter Zweck des christlichen Trainings in der Wüste war es, Körper und Geist zu trainieren für die Erfahrung der göttlichen Wirklichkeit.

Sinn und Ziel jeglichen Trainings ist der Erfolg. Wie aber konnte die griechisch-römische Expedition überprüfen, ob die ägyptischen »Athleten Gottes«, allein in der Wüste, tatsächlich Gott erfahren hatten? Ganz einfach. Wie heute noch bei den Hindus, so gab es dafür im Jahr 394 für Heiden und für Christen ein klares, leicht überprüfbares Kriterium: Wer Gott wirklich erlebt hat, besitzt hinfort selber göttliche Kraft. Das heißt: Er ist fähig, Wunder zu wirken. Von einem ägyptischen Einsiedler zum andern reisend, wurden die griechisch-römischen Expeditionäre, zunehmend fassungsloser, Zeugen unglaublicher Wunder.

Am unglaublichesten war das lockere Understatement, mit dem die Wüstenväter ihre Wunder vollbrachten. »Ja gewiss«, sagte der heilige Kopres, »wir machen Blinde wieder sehen und Lahme wieder gehen. Aber ist das ein Wunder? Es sind Kleinigkeiten, vollbracht von kleinen Männern. Auch Ärzte können so etwas.«

Was echte Wunder sind, erfuhr die Expedition in der Eremitage des heiligen Patermuthius. Dieser ehemalige Mörder und Grabschänder hatte sich nach seiner Bekehrung zum Wüstenvater nicht ohne guten Grund auf die Auferweckung von Toten spezialisiert. So viele Tote hat Patermuthius auferweckt, dass er

nach einer Weile vorsichtig wurde und den jeweiligen Toten lieber vorher fragte, ob er denn überhaupt auferweckt werden wolle. In jenen beiden Fällen, die Rufins Expeditionsbericht im Detail schildert, kam aus der Tiefe des Grabes laut und deutlich der Bescheid: »Nein, lieber nicht!«

Wie findet einer, der allein und einsam weit draußen in der Wüste lebt, überhaupt Gelegenheit, Tote zu erwecken? Anders als ein Kranker kann ein Toter schließlich nicht auf ein Kamel steigen und den Wüstenvater besuchen. Nun. Wie so viele Wüstenväter war Pathermutius ein Mann von wundersamer Mobilität. So wie Jesus über den See Genezareth, so wandelte er, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, trockenen Fußes über den Nil. Als Paternuthius gar, um einem anderen Wüstenvater einen Kurzbesuch abzustatten, hoch durch Ägyptens Luft geflogen kam, wusste die Expedition nicht mehr, wo ihr der griechisch-römische Kopf stand. Rufin von Aquileja schreibt: »Hier sind so viele Wunder, dass wir es aufgeben, sie alle aufzuschreiben.«

Es war der 90-jährige Johannes von Lykopolis, einer der berühmtesten Einsiedler in der Thebäischen Wüste, der es übernahm, die in allzu wundersame Wunder abgeflogene Expedition wieder auf den Sand der asketischen Tatsachen zurückzubringen. Gewiss, groß seien die Wundertaten, zu denen die Askesis befähigte, räumte Johannes ein. Doch allen übernatürlichen Gaben zum Trotz bleibe bei den meisten »athletae Domini« ein schwacher Punkt.

Gebannt hingen die sieben Griechen und Römer am Mund des 90-jährigen Ägypters: Was ist das, der schwache Punkt aller Askese?

Seit vierzig Jahren schon, berichtete Johannes seinen Gästen, lebe er mit Bedacht so tief in der Wüste, dass er gar keine Möglichkeit habe, eine Frau zu sehen. Und doch sei ihm, kürzlich erst, etwas Verrücktes passiert.

Urplötzlich nämlich, mitten durch die Wüste, kam »eine bildschöne Frau« auf seine Einsiedelei zugewandert. Nicht weil sie so schön war, ließ der Heilige sie in seine Höhle, sondern weil

sie zum Erbarmen jammerte. Wortreich erzählte sie ihm, wie sie sich in der Wüste verirrt habe. »Auf diese Weise«, berichtet Rufins Protokoll, »zog sie die Unterhaltung in die Länge und drängte allmählich zur Liebe. Weiter ging die Plauderei, es wurde gelacht und geflirtet. Mit ihrem vielen Reden verwirrte sie ihn. Dann streichelte sie gar seine Hand, seinen Bart und seinen Hals. Schon war er nicht mehr bei Verstand, zum geilen Hengst war er geworden.«

Wie wird es weitergehen in der Einsiedelei des heiligen Johannes?

»Plötzlich schrie sie laut auf, entwand sich seinen Armen, war nicht mehr zu sehen und entschwand wie ein Schatten. In der Luft aber hörte er das schallende Hohngelächter der Dämonen. Sie lachten ihn aus, weil es ihnen gelungen war, ihn mit dem verführerischen Trugbild zum Narren zu halten.«

Einen Augenblick schwieg Johannes von Lykopolis. Das, gestand der Ägypter sodann seinen europäischen Gästen, sei eben der schwache Punkt der Askese. Die eigentliche Verkörperung des Fleisches sei die Frau. Gerade dann, wenn der Mann sie fliehe, weit draußen in der Wüste, dränge sie sich der männlichen Phantasie übermächtig auf. Der 90-jährige Asket wörtlich: »Unauslöschlich ist die Erinnerung an ihren Anblick und an die Unterhaltung mit ihr.«

Staunend hörte die Expedition den erotischen Erzählungen des Wüstenvaters zu. Staunend und ein bisschen ungläubig. Wer hielt da eigentlich wen zum Narren? Der Teufel den Wüstenvater oder der Wüstenvater die Expedition? Der Mann war schließlich neunzig. Wollte ein steinalter Ägypter sich vielleicht nur lustig machen über sieben Griechen und Römer, die, weithergereist aus den sexgläubigen Großstädten rund ums Mittelmeer, ihr Leben riskiert hatten, um ihn als asketische Sensation zu bestaunen?

Ein Wort ging um unter den Einsiedlern Ägyptens. Ein Spruch oder, wie damals auch die Ägypter auf griechisch sagten, ein »Apophtegma«. Der Altvater Os, der große Lehrer der Eremiten im Wadi Natrun, hat es als Erster ausgesprochen. So bedeutsam,

als wäre er der Anfang aller Weisheit, ging in der Wüste dieser Spruch von Mund zu Mund: »Entweder fliehe gründlich die Menschen, oder verspötte die Welt und die Menschen, indem du dich selber, soviel als möglich, zum Narren machst.«

Verwirrt zog die Expedition weiter. Doch als sie ankamen an ihrem nächsten Etappenziel, in der Einsiedelei des heiligen Isidorus, verloren die sieben Griechen und Römer endgültig die Fassung.

Einen Einsiedler stellt man sich einsam vor. So wirr und widersprüchlich die Gerüchte sein mochten, die in Konstantinopel und in Rom über die Wüstenväter Ägyptens im Umlauf waren, in einem war sich doch die antike Welt einig: Was diese Männer auszeichnete, war das Abenteuer extremer Einsamkeit. »Eremitae« nannte man sie deshalb in Rom, von griechisch »eremos« für »einsam, isoliert«. Ein zweites Wort war »anachoretae«, das heißt etwa »Aussteiger«. Am gebräuchlichsten aber war das Wort »monachi« von griechisch »monos« für »allein«. Daraus ist unser Wort »Mönch« geworden. Im Jahr 394 aber war »monachus« noch kein sakral erstarrtes und verengtes Wort, sondern entsprach in der Bedeutung unserem Wort »Single«.

Menschen ganz allein in tiefster Einsamkeit: Mit dieser selbstverständlichen Vorstellung im Kopf war die griechisch-römische Expedition losgezogen nach Ägypten. Schon beim heiligen Kyprianus und beim heiligen Johannes von Dioskorus hatte sie sich ein bisschen gewundert. So sehr waren beide in ihren Einsiedeleien von Jüngern umlagert. Jetzt, in der Einsiedelei des heiligen Isidorus, liefen ihr die Augen über: Gut tausend einsame Männer lebten, rund um den heiligen Isidor, auf einem Haufen zusammen in dieser »Einsiedelei«.

In der nächsten Etappe dann, am Moeris-See, wollte die Expedition zum heiligen Serapion. Doch hatte sie große Mühe, zu ihm persönlich vorzudringen. Unter dem Einsiedlerchef Serapion, so die Schätzung des Expeditionsberichts, lebten in dieser »Einsiedelei« etwa »zehntausend Brüder«. Rufin von Aquileja fassungslos: »Einen wirtschaftlichen Großbetrieb hatte er mit der Arbeit der Brüder aufgebaut.«

Der Einsiedler als Unternehmer? Die Einsiedelei als »wirtschaftlicher Großbetrieb«?

Je tiefer die Expedition vordrang in die Wüste Ägyptens, desto dichter wimmelte es in der Einöde von einsamen Männern. Wahrscheinlich, schätzt Rufin von Aquileja, gebe es inzwischen so viele Einsiedler in der Wüste »wie Menschen in den großen Städten« ums Mittelmeer. An das ursprüngliche Ziel der Expedition, nämlich »alle Wüstenväter zu besuchen«, sei unter diesen Umständen nicht mehr zu denken, »selbst wenn einer das ganze Leben lang in der Wüste herumzöge«.

Einsiedler ohne Zahl. Doch eins fällt auf: Kreuz und quer durch alle Wüsten Ober- und Unterägyptens ziehend, hat die Expedition zwar – Rufin gebraucht das Wort – »eine Armee« von Wüstenvätern gefunden, doch eines nicht: Sie traf keine einzige Wüstenmutter.

Ist die Sehnsucht nach Einsamkeit etwas genuin Männliches? Oder hat die Expedition des Jahres 394 nicht sorgfältig genug geforscht? Warum enthält Rufins Bericht kein Wort über Maria von Ägypten, die große Wüstenmutter, die noch einen Goethe »hinangezogen« hat?

Wir werden eine eigene Expedition ausrüsten müssen. Alle Wüsten Ägyptens und Syriens wollen wir durchkämmen auf der Suche nach den Wüstenmüttern. Finden werden wir sie, die Wüstenschwestern unserer Seelen, ob sie selber, tief in der Wüste, gefunden werden wollen oder nicht.

Die Expedition des Jahres 394 hatte anderes in ihrem antiken Männerkopf. Sie wollte, auf dem Rückweg schon, in die Nitrische Wüste. Das ist eine Salzsenke etwas südwestlich vom Nildelta. Dort war kurz zuvor schon Palladius, ein religiöser Tourist aus Konstantinopel, auf »etwa fünftausend« Einsiedler gestoßen. Inzwischen waren es noch mehr. So viele Einsiedler, dass in der Nitrischen Wüste bereits verdächtig ähnliche Probleme herrschten wie in einer deutschen Eigenheim-Siedlung.

In Höhlen hatten die ersten nitrischen Einsiedler gehaust. Längst waren alle Höhlen besetzt. Jetzt wurde gebaut. Am laufenden Band. Als Baulöwe in der Wüste tat sich der Wüstenva-

ter Ammonius hervor. Er entwickelte, berichtet der staunende Rufin, ein Schnellbauverfahren für Einsiedeleien: »Und an einem Tag waren die Zellen fertig«.

Das Wort »kellion« (»Zelle«) klingt heute nach Reihenaufbau. Ganz so schlimm war es im Jahr 394 aber noch nicht. Immerhin war das Gedränge unter den Einsiedlern schon so stark, dass für Neuankömmlinge regelrechte Bauvorschriften erlassen wurden: Zwischen den einzelnen Einsiedeleien solle wenigstens so viel Abstand bleiben, dass kein Einsiedler den andern »leicht beobachten«, dass vor allem »keiner hören kann, was der andere redet«.

Die Wüste als »civitas«. Als Stadt. Eine Frage drängte sich der antiken Expedition auf, die sich auch uns durch dieses ganze Buch immer neu stellen wird: Gibt es vielleicht auf Erden nichts, was so eng und dauerhaft Gemeinschaft stiftet wie das Erlebnis der Einsamkeit?

Oder ist das bloßer Tiefsinn und somit Unsinn? Seit es die Menschheit gibt, ist sie mit Dummheit geschlagen. Die allerälteste Dummheit ist, dass einer dem andern nachläuft. Ist es da nicht die allerdümmste Dummheit, wenn einer dem andern nachläuft in die Einsamkeit?

Dies schlüssig zu erkunden, kam die Expedition des Jahres 394 zu spät. Eine Generation zuvor schon war er gestorben. Er, der als erster und allein, auf eigene Gefahr, das Abenteuer radikaler Einsamkeit gewagt hatte. Er, der wahre »monachos«, der wahrhaft Einsame, dem Unzählige nachfolgen sollten in das Erlebnis der Wüste:

Antonius der Große!



Das Antoniuskloster heute

2. Kapitel

KULTURREVOLUTION IN ALEXANDRIEN

Als Antonius im Jahr 313 ein drittes Mal das Niltal verließ und hinauszog in die Wüste, diesmal ostwärts bis hin zu einer Höhle am Berg Kolzim, schon fast am Roten Meer, da, so berichtet sein Freund und Biograph Athanasius, überkam ihn eine neue, ungeahnte Empfindung: »Antonius begann den Ort zu lieben.«

Diesen Ort heute zu besuchen ist nicht schwer. Von Kairo aus sind es im Auto drei Stunden. Auch wer abends erst, in der Dunkelheit, ankommt, kann sein Ziel nicht verfehlen: Als wäre es ein Casino in der Wüste von Las Vegas, so feenhaft beleuchtet taucht das koptische Antoniuskloster in der Wüste auf.

Vor dem Kloster ein immenser Parkplatz. Der größte Parkplatz von Ägypten, sagen manche. Für die vielen Autobusse voll koptischer Familien aus Kairo und aus Oberägypten. Dazwischen die Leihwagen mit bildungsbeflissenen TouristInnen von allen Badesstränden am Roten Meer. Eine unabsehbare Prozession wimmelt, noch zu dieser späten Stunde, auf dem frisch betonierten Pilgerweg bergwärts zur »Höhle des heiligen Antonius«. Wo die Einsiedelei, hoch da droben, liegen mag, ist auch in der Dunkelheit leicht zu erraten. Eine Lichterkette aus vielen schwankenden Taschenlampen markiert den Weg verspäteter Wallfahrer etwa so wie bei uns in sommerlichen Nächten den Abstieg verspäteter Wanderer vom Matterhorn.

Dem Rat ägyptischer Freunde folgend, habe ich den Sonnenaufgang abgewartet und einen anderen Weg gewählt. Östlich vom Antoniuskloster führt der schmale Pfad zuerst durch ein Geröllbett und dann durch ein wüst zerklüftetes Wadi steil empor ins Galala-Gebirge. Oben in einer tiefen Felsspalte unversehens ein winziges Holzfenster, daneben eine offene Tür. Und unter der Tür, in der knöchellangen schwarzen Kutte koptischer Mönche, mich argwöhnisch musternd, der Einsiedler. Ein Ägypter mittleren Alters, der hier, im 21. Jahrhundert, das gleiche Leben zu führen

versucht wie einst Antonius im 4. Jahrhundert. Er deutet auf seinen über und über mit Mörtel bekleckerten Rock: »Ich bin am Renovieren.«

Dann wieder ein argwöhnischer Blick: »Welchem Bischof gehorchst du?« Nicht immer fällt einem gleich die beste Antwort ein. »Ich gehorche dem Bischof von Rom.« Der Eremit wendet sich zu seiner Höhle zurück. »Segne mich!«, sagt er, offenkundig darauf bedacht, der östlich-westlichen Begegnung ein zwar christliches, aber schnelles Ende zu bereiten. Doch dann, als bereue er den unfreundlichen Empfang, packt er mich am Ärmel, zieht mich vor den Eingang und deutet hinauf zu einer kleineren Höhle weiter oben unmittelbar unter einer hohen senkrechten Felswand: »Meine zweite Zelle. Geh da hin!«

Die Zweitwohnung des Einsiedlers erweist sich aus der Nähe nicht als Höhle, sondern eher als eine Felsnische, wie man sie in den Bergen arabischer Länder als Lagerplatz von Schafhirten findet. Gut einen Meter ist sie tief und etwa zwei Meter breit. Vorn eine Steinmauer zum Schutz gegen den Wind. Sonst nichts weiter als eine hölzerne Rückenlehne, ein paar Lumpen zum Schlafen und ein kleines Holzkreuz.

Grandios aber ist die Aussicht. Auf der Stelle erinnert sie mich an jenen Satz, den ein moderner Schüler der ägyptischen Wüstenväter, der Franzose Charles de Foucauld, niederschrieb, als er, allein mitten in der Sahara, den Assekrem bestieg, auf der Suche nach der gleichen Landschaft wie Antonius, nach der gleichen Einsamkeit, nach derselben Transzendenz: »Das Panorama«, schrieb er nach Paris, »ist unaussprechlich, unvorstellbar schön. Ich kann nicht hinsehen auf dieses Meer von Gipfeln und von wild zerklüfteten Felsen, ohne Gott anzubeten.«

Etwa zwei Kilometer westlich, auf gleicher Höhe und zu gleicher Zeit, ein aberwitziges Gewühl. Hinein in die berühmte »Höhle des Antonius« drängen alle. Und alle wollen wieder hinaus. Der Eingang zu der Höhle aber ist ein so schmaler Engpass, dass immer nur einer durchkommt.

Drinne stinkt es zum Erbrechen vom ungelüfteten Schweiß unzähliger Besucher. Draußen lassen die Pilgerhorden zur Feier

der gelungenen Wallfahrt Knallfrösche in die Felsen steigen. Das ist der Ort, wo Antonius nichts anderes gesucht hat als das Abenteurer extremer Einsamkeit.

Ist es wirklich der Ort? Es gibt hier oben im Galala-Gebirge ein paar Dutzend solcher Höhlen. In einer von ihnen hat Antonius gelebt. Welche es war, weiß nur der Aberglaube exakt. Wir brauchen es nicht zu wissen. Exaktheit ist keine religiöse Kategorie.

Vielleicht hat er dort gesessen, wo ich jetzt sitze. In völliger Stille und Einsamkeit. Von Zeit zu Zeit nur ein leises Rauschen des Winds. Und die Flügelschläge der Raben. Die berühmten Raben, die in den byzantinischen Legenden den ägyptischen Eremiten Gesellschaft leisten. Ganz von selber kommen mir vier Raben zugeflogen.

So kristallklar ist hier oben die Luft der Wüste, dass jeder Lungenzug zum großen Genuss wird. Zu einem Rausch königlicher Freiheit, wie ihn Saint-Exupéry erlebt hat auf seinen Flügen allein über der nordafrikanischen Wüste.

Von Ägypten nach Palästina, nach Arabien und bis hinauf nach Tibet ist die Wüste der »lieu naturel«, der wesenseigene Ort der Gottes- und der Selbsterfahrung. Um dies zu verstehen, bedarf es keiner christlichen Offenbarung und keiner buddhistischen Erleuchtung. Es genügt, allein hinaufzuwandern zu einer der Felshöhlen im Galala-Gebirge, dort einen Tag allein schweigend zu verweilen und – ganz physisch – den Blick hinaus-schweifen zu lassen in die Wüste.

Diese Landschaft erinnert an etwas.

Sie erinnert an Fernsehbilder, die Sonden aus dem Weltall zurückgesendet haben: Bilder vom Mond, vom Mars. Alles Bilder von kosmischen Wüstenlandschaften. Nichts anderes ist der Planet Erde als eine winzigkleine grüne Oase in der grenzenlosen Wüste des Alls.

Diese mikroskopische Oase ist unsere Welt. Religion aber ist das grenzüberschreitende Gefühl, dass jenseits der winziggrünen Welt, die uns birgt, das Erlebnis einer maßlos anderen Welt beginnt. »Transzendenz« ist ein abstraktes Wort für diese ungleich

größere Wirklichkeit jenseits der unseren. Die Menschen der Antike, Heiden wie Christen, zogen es vor, viel sinnenhafter vom »Himmel« zu sprechen. Wer sinnenhaft hinauswill, aus der grünen Oase unserer beschränkten Welt hinaus in jene grenzenlos andere Wirklichkeit des Himmels, der ziehe allein in die Wüste und wage das Experiment der Einsamkeit. Antonius der Große hat es als Erster gewagt.

Gekommen ist er, wie du und ich, aus einer gänzlich anderen Welt. Er kam aus Kome. Das ist das heutige Qeman, ein Fellachendorf am mittleren Nil im Regierungsbezirk Beni Suef, etwa 95 Kilometer südlich von Kairo. Alle Fachhistoriker vermerken dieses Dorf als den Ort, wo Antonius im Jahr 251 geboren wurde. Keiner beschreibt es.

Nach mühseligem Zureden erklärt sich ein ägyptischer Freund in Kairo bereit, mit mir nach Qeman zu fahren. Der Weg führt über die Agricultural Road am westlichen Nilufer südwärts, dann einem schmalen Kanal entlang in die tiefgrünen Felder. Von Minute zu Minute steigert sich die Beklemmung meines Begleiters: »Was wir hier tun, ist unmöglich. Man kann in ein solches Dorf nicht einfach hinein. Das ist gefährlich. Es sei denn, man kennt dort eine Familie und besucht sie.«

Jetzt eine steinerne Brücke über den Kanal. Wir sind in Qeman. Und es ist ein Bild nicht aus dem Jahr 251, sondern älter, viel älter noch. Ein Spektakel wie aus dem Alten Testament.

Mitten durch das Dorf, vom einen Ende bis zum andern, eine breite Straße aus gestampftem Nilschlamm. In dieser Straße ein abenteuerliches Gewimmel von Eseln, Tauben, Ziegen, Hühnern, Hunden, Fahrrädern, Gänsen, Wasserbüffeln und Menschen jedes Alters. Ein Bild von biblischer Fülle und Harmonie.

Nur eines stört in Qeman. Wir. Zwei Fremde sind gekommen.

Etwa bis zur Dorfmitte sind wir gegangen. Dann hat mein ägyptischer Freund die Nerven verloren: »Jeden Augenblick kann einer kommen und fragen, was wir hier wollen. Was soll ich dann sagen? Spürst du nicht, wie gefährlich das ist? Weg. Sofort weg.«